

Ludwig Laher

Rede *donau*FESTWOCHEN, Grein am 31. Juli 2015

Im September 1819 absolviert Wolfgang Amadeus Mozart die dem Konzert vorangehenden üblichen Besuche bei politischen Würdenträgern und Persönlichkeiten der besseren Gesellschaft. Er hält sich, über Warschau, Königsberg und Danzig angereist, auf seiner zwei Jahre in Anspruch nehmenden Europatournee gerade in Kopenhagen auf, wo er auch die Mutter mit ihrem zweiten Mann, dem Legationsrat Nissen, besucht.

Der Achtundzwanzigjährige glaubt zu heißen wie sein Vater, und er heißt auch wie er, denn er war gerade zwei und der Vater eineinhalb Jahre tot, als Konstanze ihn aus Geschäftsgründen einfach umbenannte. Aus Franz Xaver wurde Wolfgang Amadeus. Dass dem Kleinkind der Name des Vaters umgehängt wurde, ein Mühlstein unter vielen, hat auch bedeutende Musikologen nicht daran gehindert, dem Sohn bis heute zu unterstellen, den Namen des Genius aus Berechnung selbst usurpiert zu haben.

Etwa hundert Jahre nach seinem Krebstod hat man Mozart Sohn, wohl zur Strafe für diese nie erfolgte Anmaßung, jene verflixten gloriosen Vornamen, die er als schweren Rucksack sein bewusstes Leben lang tapfer mit sich schleppte, in Texten über ihn, auf Programmzetteln, Notenblättern, Schallplatten und CDs seiner Werke konsequent wieder weggenommen. Ich weiß nicht, wie viele Komponisten posthum völlig anders heißen müssen als zu Lebzeiten, ich kann mir nicht vorstellen, dass es viele sind.

Ja, Wolfgang Amadeus Mozart junior wurde, Mutters dringendem Wunsch gemäß, tatsächlich Klavierlehrer, Komponist, Kapellmeister und nicht zuletzt ein hervorragender Pianist. Um 1820, als die Geschichte spielt, die ich Ihnen erzählen will, ist er wer in der Welt der Musik, gerade arbeitet er an seinem zweiten Klavierkonzert, op. 25, dessen eingängiges Rondo bald auch im Klavierauszug für den Hausgebrauch zu erstehen sein wird. Epigonal mozartelnd ist daran gar nichts. Eben ist Mozart Sohn die Einladung zugegangen, sich an dem Projekt zu beteiligen, einen Walzer Anton Diabellis zu variieren. Durch Beethovens gleich dreiunddreißig Beiträge wird es unvergänglich werden. Aber auch Hummel, Liszt, Schubert oder eben Mozart sind mit von der Partie.

Er führt ein Reisetagebuch. Die Wiederbegegnung mit der Mutter in Dänemark nach elf Jahren wühlt ihn auf. Wien hat er nach dem Schottengymnasium Hals über Kopf verlassen und sich 1808 in den entlegensten Winkel des Habsburgerreiches verzogen. Wie ein Kind am Gängelbande sei er behandelt worden, gesteht er aus Galizien einem Freund, obwohl er sich im mütterlichen Hause seit Jahren schon wie ein Fremder den Lebensunterhalt und alle Bedürfnisse selbst verdienen musste. Das habe ihn verdrossen.

Von den öffentlichen Zurschaustellungen des reinkarnierten Wunderknaben lässt sich in den Gazetten der Zeit nachlesen und in den Aufzeichnungen der Zuhörer. In Prag, wo sie ihn wie Bruder Carl für einige Jahre bei wechselnden Pflegeeltern verräumen wird, stellt die Mutter den Fünfjährigen auf einen Tisch, er muss, vom Orchester begleitet, das Auftrittslied des Papageno samt eingetrichterten Zusatzstrophen trällern. Es genügt durchaus nicht, wenn der Zwölfjährige sein frühes Klavierquartett zur Aufführung bringt, dessen dunkles Adagio einige sphärische Takte enthält, die man mit einem Kind nicht in Verbindung bringen will. Sein Klavierlehrer Streicher fordert ihn nach dieser Probe seines Könnens auf zu extemporieren. Vaters Menuett aus dem Don Giovanni gibt er ihm zum Thema, worauf Wolfgang in Tränen ausbricht und beteuert, er könne das nicht. Bei verlöschten Kerzen improvisiert er dann doch zum Entzücken der Anwesenden, wie es heißt, die meisterhaftesten und

bezaubernden Variationen. Zu Joseph Haydns 73. Geburtstag veranstaltet die Witwe Mozart im Theater an der Wien mit dem Dreizehnjährigen eine musikalische Akademie, 1700 Gulden Einnahmen und Haydns Tränen sind der Lohn.

Jetzt in Dänemark wider Erwarten herzlich empfangen, gerät Wolfgang im Tagebuch ins Sinnieren, vielleicht habe ihn die Mutter ja immer geliebt und es ihm als Kind nur nicht zeigen wollen. Eine merkwürdige Formulierung ist das.

Mit solch heftigen Gefühlseruptionen und den umfangreichen Vorbereitungen seines Konzerts in der königlichen Bibliothek voll ausgelastet, bei dem Mutter und Stiefvater selbstverständlich zugegen sein werden, gerät der vazierende Musiker unversehens in Geschehnisse, die nicht nur ihn schwer verstören.

Es ist dies der Zeitpunkt, die Beziehung dessen, was jetzt folgt, zu mir herzustellen. Ende der Neunziger hatte ich mir vorgenommen, eine Künstlertrilogie anzugehen, einen Maler, einen Komponisten und einen Schriftsteller in den Mittelpunkt je einer großen Prosa zu stellen, alle nach 1790 geboren und 1854 schon wieder tot. Der junge Mozart bot mir Gelegenheit, neben einem im engeren Sinne biographischen Roman gleichzeitig einen darüber vorzulegen, wie sich da einer als Kind dominanter Eltern, einer Ikone an der Wand und einer geschäftstüchtigen, abgebrühten Mutter, weit würdiger aus der Affäre zieht, als es ihm die Nachwelt gestatten will. Ein Berg an Recherchematerial lag vor mir.

Im Eintrag vom Samstag, dem 4. September 1819, erzählt der junge Mozart anfangs noch launig von seiner Begegnung mit dem sächsischen Geschäftsträger in Dänemark, der, in Kopenhagen geboren, sein eigentliches Vaterland und dessen Hof noch nie gesehen hat. Doch unvermittelt fährt er fort: *Die Unruhen wegen der Juden, haben auch hier, ihren Anfang genommen, und wir fanden, als wir nach Hause gingen, alles in Bewegung, doch bey den guten Gegenanstalten, wird es wohl bey ein paar zerschlagenen Fenstern bleiben.*

Ich, der Leser, werde von diesen Ereignissen noch mehr überrascht als Mozart. Anders als zum Beispiel bei der Lektüre der Tagebücher oder Briefe Thomas Manns, wo man, bewegt man sich in den 30er Jahren, direkt darauf wartet, dass in wenigen Tagen schon der nächste dem Leser kalendarisch ins Gedächtnis eingefräste Einbruch der Barbarei reflektiert werden wird, anders als in der näheren geographischen und zeitlichen Umgebung also zieht einen das völlig Unerwartete in so einem Fall unmittelbar ins Geschehen. Und es bewahrheitet sich, was nicht nur ich immer wieder behaupte: Wie sehr etwas vergangen ist, liegt im Auge des Betrachters.

Lassen Sie mich daher, bevor ich zu Mozart nach Dänemark zurückkehre, die Vorgeschichte jener brutalen Übergriffe, deren Zeuge er werden wird, in modernem Gewand erzählen, auch wenn Verkürzung und Terminologie einigermaßen gewagt erscheinen mögen: Napoleon hatte gewaltsam so etwas wie eine erste Unionisierung Europas durchziehen wollen. Auf nepotistischer Grundlage und rücksichtslos exportierte er ein Gesellschaftsmodell, dem man fortschrittliche Ansätze nicht absprechen kann. Die Befreiungskriege mit ihren dumpf-nationalistischen Gesängen und Schlachtrufen machten zwar dem Größenwahn des Korsen ein Ende, die politisch-gesellschaftliche Uhr ließ sich aller Restauration zum Trotz aber nicht mehr völlig zurückdrehen. Die endgültige Abschaffung kirchlicher Herrschaft im Duodezdeutschland und eine Welle jüdischer Emanzipation sind Beispiele dafür.

Es ist kein Zufall, dass die europäische Welle von Gewalteruptionen gegen Juden des Jahres 1819 von Würzburg ausging, wo seit 1803 zugezogene Juden, viele von ihnen gebildet und vermögend, Filetstücke der ehemaligen Fürstbischöfe erworben hatten. Selbst großzügige Sozialstiftungen jüdischer Gewerbetreibender konnten die durch die Umwälzungen sowie den massiven Zuzug verunsicherten und für ideologische Vereinnahmung offenen Würzburger Kleinbürger, Handwerker und Studenten nicht

daran hindern, von jüdischer Entweihung der Kirchengüter zu fasseln und die verhassten ‚Hebräer‘ als späte Erfüllungsgehilfen Napoleons anzusehen.

Die große Wirtschaftskrise der Zeit, die Hungerjahre 1816 und 1817 gingen zum Gutteil auf den Ausbruch eines indonesischen Vulkans mit extremen globalen Klimafolgen zurück, 1816 war ein Jahr ohne Sommer, praktisch ohne Ernte. Die jüdischen ‚Wucherer‘ vor Ort waren dafür eine praktische, weil fassbare Zielscheibe. Als die bayerischen Landstände im Sommer 1819 die bürgerlichen Verbesserungen für die Juden nicht zurücknahmen, kochte der Kessel am 2. August über: ‚Jud‘ verreck‘ erscholl es nun überall, jüdische Geschäfte, Warenlager und Wohnhäuser wurden zerstört, ihre Besitzer verprügelt. Als ein Wachsoldat vor dem Wohnhaus des Bankiers Hirsch die Waffe gegen die Anstürmenden richtete und einen judenfeindlichen Würzburger Kaufmann erschoss, eskalierte die Lage vollends. Es gab Tote auf beiden Seiten. Über 400 Juden mussten Hals über Kopf aus Würzburg fliehen.

In Windeseile griffen die Unruhen auf Bamberg, Bayreuth, Regensburg über, dann auf Frankfurt, Heidelberg, Darmstadt, Karlsruhe, Mannheim, Koblenz, Danzig, Breslau, Königsberg, Hamburg und Dutzende weitere Städte. Überall dasselbe Bild, überall atavistischer Terror vorher friedlicher, allenfalls verbalradikaler Menschen gegen die in ihren Augen Fremden, die ihnen scheinbar etwas wegzunehmen drohten, die verantwortlich gemacht werden konnten für stürmische Zeiten und existentielle Verunsicherung. Der europäische Flächenbrand dehnte sich unter anderem auf Amsterdam, Helsinki, Kopenhagen, Prag, Wien und Krakau aus, wohin auch Juden aus deutschen Landen geflohen waren, in der irrigen Annahme, ohne deutschnationale Begleitmusik werde es dort friedlich bleiben.

Seit Würzburg war gerade einmal ein Monat vergangen, als Wolfgang Amadeus Mozart den zitierten Tagebucheintrag niederschrieb. Etliche Juden aus Hamburg, wo die Ausschreitungen mit dem Verprügeln jüdischer Kaffeehausbesucher begonnen hatten, retteten sich nach Kopenhagen, die dänischen Behörden waren geneigt, ihnen Asyl zu gewähren, aber ein Teil der Bevölkerung argwöhnte eine dauernde Überflutung mit potentiellen Konkurrenten für die heimische Wirtschaft, und schon ging es los, gegen die Kopenhagener wie die geflüchteten deutschen Juden gleichermaßen.

Mit ein paar eingeschlagenen Fenstern, dem Wunschdenken-Kalkül Mozarts, ist es auch in Kopenhagen nicht abgetan. Zustimmend vermerkt er am 6. September, der König habe eine kräftige Proklamation erlassen – das Standrecht wurde eingeführt – und 4000 Reichstaler für die Ermittlung der Rädelsführer ausgesetzt. Militär überall. In der übernächsten Nacht die ersten Feuergefechte. Der Besuch im Hause Nissen verabschiedet sich zwar um neun am Abend, ein paar Minuten später pocht er geschockt wieder an die Tür. Man muss ihn behelfsmäßig einquartieren.

An ein Konzert ist nicht zu denken. *Der Himmel wolle, daß die Leute hier wieder ruhig werden*, beschwört der an sich gar nicht gottesfürchtige Mozart, Freimaurer wie der Vater, eine höhere Instanz. Vergeblich. Auch er traut sich kaum noch außer Haus, ist empört, deprimiert. *Diese üble Laune dauert fort*, notiert er am 9. September, *da die Ursache noch immer nicht gehoben ist. Die Unruhen sind dieselben: selbst bey Tage werden hie und da Juden mißhandelt.*

Antisemitismus ist ihm fremd und zuwider. Im galizischen Lemberg, wo Mozart lebt und arbeitet, beträgt der Anteil der – großteils armen – jüdischen Bevölkerung mehr als ein Drittel. Ganz selbstverständlich pflegt er intensiven gesellschaftlichen Umgang mit Juden, in seinen Aufzeichnungen kommt er nie auf den Gedanken, überhaupt zu erwähnen, dass der- oder diejenige jüdischer Herkunft seien. In wenigen Wochen schon wird er zum Beispiel in Berlin mit Heinrich Beer zusammentreffen, dem Bruder

des Komponisten Giacomo Meyerbeer, und im gastlichen Hause Mendelssohn ein- und ausgehen. Dabei wird er im Tagebuch prophetisch vermerken: *Der kleine Mendelsohn, gab uns eine sehr schwere Sonate (...) zum Besten; (...). Er hat ein ausserordentliches Talent.*

Felix war zehn damals. Von seinem Vater Abraham, Sohn des berühmten Aufklärers Moses Mendelssohn, ist übrigens der auch im Hinblick auf den jungen Mozart bezeichnende Satz überliefert: *Erst war ich der Sohn meines Vaters, nun bin ich der Vater meines Sohnes.*

Hier ist der Ort, darauf zu verweisen, dass die erfolgreiche Europatournee zur großen Zäsur im Leben des jungen Mozart wurde. Er bleibt nach der Konzertreise ein krisenhaftes Jahr in Wien, gibt den ihm aufgenötigten Wettstreit mit dem Vater auf, komponiert nur noch wenig und wenn, dann zumeist für die Schublade, fördert nach der endgültigen Rückkehr aus Lemberg 1838 lieber die neuen Jungen wie Schumann und Chopin.

Warum er sich aus dem Rennen nahm? Fast jede der unzähligen Kritiken seiner Auftritte auf den Konzertbühnen des Kontinents fiel äußerst positiv aus, sein Klavierspiel wurde bejubelt, sein Werk, von den Liedern über die Kammermusik bis hin zu den Orchesterwerken, als ganz und gar eigenständig hervorgehoben. In jedem seiner Programme fand sich allerdings auch mindestens eine Arbeit des Vaters. Und in den Gazetten wurde fleißig verglichen: Höchst bemerkenswert der Sohn, aber...

Wurde er temporär zum Star, **weil** er der Sohn war oder **trotzdem**? *Hier bin ich an der Grenze, und verdanke wieder meinem Namen, ein bequemes Logis, und was noch besser ist, ein warmes Nachtessen.* Eintragungen wie diese im Reisetagebuch spiegeln die lebenslange Ambivalenz wider, die Wolfgang Amadeus Mozart, der Sohn, gegenüber der Ikone an der Wand empfand. Denn an anderer Stelle notiert er scharfsichtig, *daß ein ererbter Name mit seinem kolossalen Ruhme den Nachkommen eher hemmend als fördernd durchs Leben begleite.*

Apropos Ikone an der Wand: ‚Erinnerung‘, eines seiner tiefgefühltesten Lieder, wie ein Musikologe sich unelegant ausdrückt, hat der nicht mehr wirklich junge junge Mozart auf ein Gedicht Lord Byrons komponiert. Ohne Opuszahl 1829 der ‚Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode‘ beigelegt, fasst der Text des Briten präzise zusammen, was das Dilemma dieses Wolfgang Amadeus Mozart ausmacht:

Du Gegenstand bekämpfter Schmerzen, / dich, und die Liebe nahm man mir, / doch die Verzweiflung tief im Herzen / zu mildern, blieb dein Bildnis hier. // In meinem Herzen fand ich nimmer, / daß Trauer ende mit der Zeit, / als mir die Hoffnung schwand auf immer, / ward die Erinnerung Ewigkeit.

Überraschend einsichtig meint im Rückblick der alte Klavierlehrer Streicher, einst an Mutters Seite, wenn’s ums Vermarkten des Kindes ging, gerade wegen seiner vollkommenen Begabung für Musik hätte man den jungen Mozart beispielsweise zum Landwirt erziehen sollen.

Was bleibt mir noch zu sagen? Ach ja, in Kopenhagen flauen die Exzesse gegen die Juden ab dem 15. September endlich ab, der Spuk in weiten Teilen Europas ist vorerst vorüber. Die Schäden sind enorm. Mozart kommt am Monatsende mit Verspätung doch noch zu seinem Auftritt: *Mein Concert ist in jeder Hinsicht brillant ausgefallen. Das Haus war gedrängt voll, und der Beyfall ausserordentlich. Alles ging sehr gut, und ich war auch bey guter Spiellaune.*

Wirtschaftskrise, Schwarz-Weiß-Zeichnen, brodelnde Gerüchteküchen, ausgemachte Sündenböcke, das angeblich übervolle Boot und schließlich der Ausbruch, der Einbruch barbarischer Verhaltensweisen, es ist immer dasselbe. Und dann geht der junge Mozart in Kopenhagen hin und gibt ein Konzert. Und dann gehen die Wiener Philharmoniker am 27. April 1945 ins Konzerthaus und spielen. Und dann gehen wir

in einer Welt im Aufruhr hin und eröffnen in herrlicher Landschaft in einem schmucken alten Städtchen diese Festwochen, wollen uns beglücken lassen vom Mehrwert gemeinsamen Kunsterlebens.

Sofern wir Augen und Ohren nicht trotzig verschließen vor dem ungeheuerlichen Umgang des Menschen mit dem Menschen, ist die Hinwendung zur Kunst das Beste, was wir tun können. *So sind gerade Festspiele im Europa des Jahres 2015 gefordert, Frieden, Freiheit und Menschenwürde sowie den wichtigen Satz aus der Menschenrechtsdeklaration, wonach alle Menschen gleich an Rechten und Würde geboren sind, am Beispiel des Umgangs mit Flüchtlingen ins Gedächtnis zu rufen und mit Leben zu erfüllen.* Das ist ein Zitat des Bundespräsidenten aus einer Festspiel-Eröffnungsrede vor wenigen Tagen.

Bildungsreformen, die nahezu ausschließlich auf maingestreamte, vergleichbare Nützlichkeit des angehenden Konsumenten für die Wirtschaft abstellen, Literatur, Musik, Bildende Kunst, aber auch sogenannte Orchideenwissenschaften immer mehr an den Rand drängen und die wohl wichtigste Kompetenzvermittlung in dieser gefährlichen Umbruchszeit, in der uns die digitale wie die reale Welt zu überfordern drohen, das Soziale Lernen nämlich, nicht und nicht als Pflichtfach in die Lehrpläne integrieren, solche Bildungsreformen sind freilich Gift für das noble Ansinnen des Staatsoberhauptes. Ein auf durchdachten Argumenten beruhendes kritisches Bewusstsein, dem nicht nur das Ich Instanz ist, scheint, grosso modo, im Schwinden begriffen zu sein, twitterverkürztes Schnellschießen aus dem Bauch ist angesagt.

Tanken wir in diesen Tagen trotz alledem Kraft, feiern wir, genießen wir, stärken wir uns an dem Außergewöhnlichen, das vor hunderten Jahren seinen Weg aufs Notenpapier fand und heute ganz frisch Klang wird. Lassen wir uns einnehmen von dem, wozu der Homo sapiens auch befähigt ist, nämlich sich, seine Befindlichkeiten, Liebe und Schmerz, Glück und Unglück, Sehnen und Erfüllung, künstlerisch vollendet auszudrücken und eine Ahnung zu geben von dem, was unserer Spezies gesamtgesellschaftlich möglich wäre, würden die Weichen anders gestellt.

Ein Wesen, das gelernt hat, bei sich zu sein und gleichzeitig offen und neugierig, das als Kind ohne Erstickungsgefahr geliebt wurde und ohne Hintergedanken Anerkennung gefunden hat für seine Bemühungen, auf eigenen Füßen zu stehen, Talente zu entwickeln und Gebrauch davon zu machen, ein solches Wesen wäre in den meisten Fällen gefeit vor den einfachen Antworten und Lockungen der Hetzer.

Wolfgang Amadeus, dem Sohn, wurde ein solches Fundament als Kind nicht zuteil. Sein in vielen Bereichen durchaus unkonventionelles Leben, seine Haltungen und nicht zuletzt seine Kunst verdienen deshalb besonderen Respekt. Die Nachwelt, ich habe es angedeutet, hat allzu oft Häme über ihn ausgegossen, ihn als blutleeren romantischen Wurmfortsatz des Vaters abgetan und sich bis hin zu Wolfgang Hildesheimer und Dieter Kühn an Spekulationen ergötzt, ob nicht Franz Xaver Süßmayr, der Hausfreund, sein wahrer Erzeuger sei, immerhin erhielt er – wahrscheinlich zur Tarnung – ursprünglich dessen Vornamen. Die aber, welche seine subjektive Identität ausmachten, nahm man ihm Mitte des 20. Jahrhunderts weg, und seine Biographie biegt man nach Belieben schamlos zurecht.

Am Haus des Traditionscafés Tomaselli in Salzburgs Altstadtkulisse wendet sich eine imposante Marmortafel an den unbedarften Touristen: IN DIESEM HAUSE LEBTE CONSTANZE MOZART MIT IHREN KINDERN UND IHREM ZWEITEN MANN GEORG VON NISSEN VON 1820 BIS 1826. Sie ahnen es: Die beiden Kinder waren damals längst Erwachsene in fortgeschrittenem Alter, lebten seit vielen Jahren in Mailand bzw. Lemberg, das Paar Konstanze und Nissen zog erst 1824 nach Salzburg. Alles erstunken und erlogen also, aber mozartkugelsüß und rührend liest es sich.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.